

Abend -



Zeitung.

Dreißigster Jahrgang.

37.

Donnerstag, am 20. September 1849.

### Der Humanismus im Jahre Hundert nach Göthe's Geburt.\*

(Ein Fragment.)

„Für und wider zu dieser Stunde  
Quängelt Ihr nun schon seit vielen Jahren,  
Was ich gethan, Ihr Lumpenhunde,  
Werdet Ihr nimmermehr erfahren!“

Lessing, der Dichter, welcher „kein anderes  
Gesetz statuirte für die moralischen Wesen, als  
dasjenige, so aus ihrer eigenen Natur  
genommen sei,“ war Vorläufer des ästhetischen  
Messias für Deutschland, der Johannis, welcher  
dem Dichter des Menschlichen den Weg zum Ein-  
zug bahnte. Dieser Dichter des Mensch-  
lichen war Wolfgang Göthe.

Im Jahre 1749, in demselben Jahre, das vor  
einem Jahrhundert Deutschland und der Welt den  
ästhetischen Befreier, Göthe, schenkte, schrieb  
Lessing von Berlin an seinen Vater, der ihm den  
Vorwurf gemacht, daß man den ungerathenen  
Sohn den deutschen Molière nenne: „wenn man  
mir mit Recht den Titel eines deutschen Mo-

lière beilegen könnte, so könnte ich gewiß eines  
ewigen Ruhmes versichert sein. Die Wahrheit  
zu gestehen, so habe ich zwar sehr große Lust,  
ihn zu verdienen, aber sein Umfang und meine  
Ohnmacht sind zwei Stücke, die auch die größte  
Lust ersticken könnten.“ In demselben Briefe ge-  
steht er freimüthig, daß er „den Beweis, wes-  
halb ein Komödienthreiber kein guter  
Geist sein könne,“ „nicht zu ergründen“ ver-  
möge. Gibt es etwas, das sprechender den Zu-  
stand der deutschen Unfreiheit im Geburtsjahre  
Göthe's charakterisirte, als diese Bekenntnisse des  
Jünglings Lessing, welche den Deutschen von 1749  
als „Freigeisterei“ erschienen. Und wem  
verdankte Deutschland und die deutsche Menschheit  
einen größern Theil ihrer Befreiung aus diesem  
Zustande der unmenschlichen Unfreiheit, als ihm,  
dem Dichter des Menschlichen, dem Dichter der  
Freiheit des Menschen als Einzelwesen,  
dem ästhetischen und sittlichen Befreier seiner Na-  
tion, Johann Wolfgang Göthe!

Ja, ein Befreier ist er uns gewesen, wenn  
auch in einem andern Sinne, als die dumpfe  
Schaar derjenigen das Wort versteht, welche noch  
immer über den aristokratischen Fürstendichter ihr  
müßthöniges Geschrei erheben. Von Einem

\* Zeitung für Norddeutschland.

Alles fordern, und die Freiheit von einzelnen Individuen oder durch die Arbeit fremder Völker haben wollen, das ist ja leider einmal — oder sollen wir sagen: noch immer? — deutsche Art und Weise; und so lange wir diese echt deutschen Untugenden nicht ablegen, so lange verdienen wir — zu bleiben, was wir sind, ein Volk, das keine Nation ist. — Göthe verzweifelte daran, daß es uns je gelänge:

„Zur Nation Euch zu bilden, Ihr suchet es,  
Deutsche, vergebens!“

Bildet, Ihr könnt es, dafür freier zu Men-  
schen Euch aus!“

Und noch im Jahre 1849 hat Deutschland den klagenden Vorwurf der ersten Zeile dieses berühmten Distichons nicht widerlegt. Zwar konnte man dem Dichter, der die humane Bildung ohne die politische erzeugen wollte, antworten:

Göthe, wir ehren dein Wort, doch sag' uns  
Bewunderer der Griechen,

Warum hellenischen Welt freieste Menschlich-  
keit zeigt?

Aber seine Beobachtung des deutschen Nationalwesens blieb darum nicht weniger wahr, und gerade weil er den tiefsten Einblick gethan in die Eigenthümlichkeit des deutschen Geistes, darum sah er sich gezwungen, dem Deutschen den umgekehrten Bildungsweg zur Freiheit gegen den der Hellenen anzurathen, den Weg, welcher vom Besondern zum Allgemeinen, von der Selbstbefreiung des Individuums zur Freiheit der Genossenschaft, der Koinonie, wie der tiefsinnige hellenische Politiker es ausdrückt — hinüberleitet. Alle Erfahrungen, die wir seit Göthe bis auf den heutigen Tag gemacht haben, scheinen darauf hinzudeuten, daß sein Wort ein prophetisches gewesen ist, daß uns Deutschen — wenn dies Volk noch eine nationale Zukunft der Freiheit zu haben bestimmt ist — nichts anderes übrig bleibt, als jenen Weg zu verfolgen, den uns Göthe nicht nur angewiesen und vorgezeichnet, einen, auf dem er uns bis zum Ziele selbst vorangegangen ist. —

Denn wenn wir am Säcularwiegensfeste unseres größten Dichters, der allein hinreichte, den deutschen Namen in Ehren zu behaupten, so weit auf dem ganzen Erdenrunde menschliche Bildung verbreitet ist — wenn wir an diesem Tage uns

die Frage vorlegen: Was war und ist für Deutschland die kulturgeschichtliche Bedeutung Göthe's, und welche Aufgabe hat er zu erfüllen gehabt und erfüllt? so wird die Antwort einfach lauten:

Dieser subjectivste aller Dichter, die je gelebt, hat nicht nur in seinen Werken, sondern mehr noch an sich selber seinem Volke thatsächlich gezeigt, wie das Individuum sich selbst als solches von allem Bunde der Tradition und Autorität jeder Art und von allem Zwange der conventionellen Sittlichkeit, unter den ungünstigsten nationalen und politischen Verhältnissen zur vollen menschlichen Freiheit des Subjects heraus zu arbeiten vermag. Dies zu zeigen, diesen Beweis zu führen, das ist seine Aufgabe gewesen. Diese Aufgabe durch das Werk vollendeter Selbstbefreiung gelöst zu haben, ist des Mannes weltgeschichtliche Bedeutung für sein Volk. Denn, so lautet die Konsequenz: aus so innerlich freigewordenen Einzelmenschen muß die Freiheit der Koinonie, der Genossenschaft freier Männer auch in der höchsten und edelsten Vereinigung im national-humanen Staate, als die reife saftige Frucht jener Blüthe schöner Selbstfreiheit hervorgehen. Zumal in einem Volke, das, wie das deutsche, auf der Höhe geistiger Kultur sich die Grundbedingung jener allgemeinen Freiheit, die Nationalität, erst erobern muß — ein in der ganzen Weltgeschichte nie dagewesenes Schauspiel. Aber eben diese Besonderheit, welche noch im Jahre 1849 den deutschen Namen zu einem „Schall und Rauch“ macht, der die „Himmelsgluth“ der Sehnsucht des Begriffs Wirklichkeit zu werden, unnebelt, — diese aller-absonderlichste Existenzbedingung, sie ist es, welche das Gewicht jenes Wortes verstärkt, mit welchem der Dichter der menschlichen Freiheit uns Deutsche auffordert: „freier zu Menschen uns auszubilden.“ Es ist kein Zufall, daß das Dioskurenpaar des deutschen Ruhmes, daß Göthe und Schiller diese Bildung zur Menschlichkeit über den Nationalitätspatriotismus stellten, daß beide ihr Volk in eine Bahn gewiesen haben, deren letztes Ziel einer Zukunft der Menschheit, einer Conföderation

der Kulturvölker und Kulturstaaten allein gegen die Barbarei, zur vollen Ausbildung der Menschheitsidee und ihrer göttlichen ewigen Vernunft angehört. Ja! auch Schiller hat das gethan, nicht Göthe allein, dem es der Unverstand der blöden Tadler zum Vorwurfe macht; Schiller, der Abgott unserer Deutsch-Nationalen, die die Nationalität über die Humanität setzen. Oder erinnert Ihr Euch nicht mehr, wer die Worte niedergeschrieben hat: „das vaterländische Interesse ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben. Einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. „Schiller's erschien die Nationalität nur als eine „wandelbare, zufällige und willkürliche Form der Menschheit“, die „wichtigste Nation“ nur als ein „Fragment“, bei dem er nicht „stille stehn“, für das er sich nicht weiter erwärmen könne, als soweit ihm diese Nation als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig sei.“ Was Schiller hier ausspricht, hatte schon ein Vierteljahrhundert früher der Jüngling Göthe als sein Glaubensbekenntniß abgelegt, in jener bekannten Recension über einen „Traktat von der Vaterlandsliebe“ in den Frankfurter Anzeigen.

Lessing der Dichter und Vorkämpfer der religiösen, Schiller, der Dichter der politischen, Göthe, der Dichter der menschlich individuellen Freiheit, sie bilden ein Triumvirat, in welchem Göthe über die beiden Einzelrichtungen mit seiner humanen Universalität und seiner universalen Humanität übergreift, beide in sich vereinigend. Lessing's Nathan ist Wahrheit geworden, Schiller's politisches Jugendideal hat sich erfüllt, jetzt gilt es ein höheres Ziel uns setzen. An der Schwelle der hundertjährigen Wiederkehr des Tages, der Deutschland einen Göthe, der ihm den Dichter und Darsteller freier Menschlichkeit schenkte, an diesem Tage laßt uns einen Bund stiften, Ihr Verehrer des Genius fern und nah, einen offenen Bund: diesen Genius und sein Vermächtniß zum Gemeingute unseres Volkes dadurch zu

machen, daß wir nach allen Kräften den idealen Humanismus unseres größten Dichters von der Schranke befreien, die er selber ihm anwies, daß wir ihn aus „dem Reiche des schönen Scheins“ einzuführen streben in das Reich der realen Wirklichkeit; daß wir an diese Aufgabe Leib und Seele setzen und alle Kraft die uns verliehen, und daß wir die unvollendete dem kommenden Geschlechte nach uns empfehlen, fest vertrauend, daß Deutschlands, daß die Freiheitszukunft der deutschen wie der europäischen Menschheit davon abhängt, daß hier die Theorie Praxis, der Schein der Schönheit schönheitsfülltes Leben, daß das Wort Fleisch werde. Auf diese Arbeit, auf diese Bethätigung unseres Idealismus hat uns nicht umsonst die Gottheit der Geschichte selbst hingewiesen. Nicht umsonst ist gerade 1849 in Deutschland die politische Freiheit erlegen. Lernen wir aus diesem Unterliegen, daß wir auf's Neue zu lernen haben. Bei wem wir zu lernen, aus wem wir andere zu lehren haben, das sagt uns der 28. August des Jahres hundert nach Göthe's Geburt.

## S e l e n a .

Dramatisches Gedicht

von

Nikolaus Lenau.

Wir theilen hier das Fragment eines dramatischen Gedichtes von Nikolaus Lenau mit, welches jetzt zum ersten Male in dem zu Wien erschienenen „Album österreichischer Dichter“ abgedruckt wurde. Das Fragment hat Herr Schurz mit folgenden Worten eingeleitet: „Der Stoff, den Lenau dramatisch bearbeiten wollte, ist der, auch von Musäus in seinen Märchen behandelten, bekannten Sage entnommen, wonach ein deutscher Ritter sich in die Tochter eines deutschen Kaisers verliebte, und dieselbe von diesem zum Gesponsen begehrte. Schnöde abgewiesen, erbaute er sich im einsamsten Dunkel des Böhmerwaldes eine Burg,

welche er reichlich mit Lebensmitteln versah. Wie dieselbe fertig war, soll er, um das Geheimniß des Bestandes der Burg ja recht zu sichern, die schlafenden Werkleute alle in ihrer hölzernen Wohnhütte verbrannt haben. Dahin entführte er nun seine Geliebte und verlebte mit ihr viele Jahre glücklich in tiefster Verborgenheit. Einmal aber kam ihr Vater, der Kaiser, in die Nähe und ergögte sich weidlich mit der Jagd in dem vom Wilde wimmelnden undurchdringlichen Böhmerwald. Er verirrete sich hierbei ganz allein auf das tiefste. Endlich traf er zu seinem unendlichen Erstaunen an die schöne Burg, begehrte Einlaß und ward aufgenommen. Seine Tochter erkannte ihn sogleich, er jedoch weder sie, noch ihren Gemahl. Nachdem die Tochter im Gespräch erforscht hatte, daß der Kaiser, ihr Vater, ihren Verlust noch immer bitter beklage, und die Zeit seinen Zorn gegen ihren Entführer gedämpft hätte, warf sie sich mit diesem zu seinen Füßen, sie gaben sich zu erkennen, und erhielten seine Verzeihung. — Die Burg soll noch stehen und Frauenberg genannt sein.“ „Diese erste Scene, welche leider auch die einzige und darum bis jetzt liegen blieb, wurde mir von Lenau bereits im Winter von 1830 auf 1831 mitgetheilt.“

### Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Ausgerenteter Platz vor einer fast vollendigten Burg, tieft im Böhmerwald, nebenan ein Blockhaus. —  
Nacht mit Vollmond.

Ritter Albrecht. Kurt, sein Edelknecht.

Zuletzt Werkner.

Albrecht.

Laß uns verschwagen diese lange Stunde;  
Die Kerle schlafen alle noch wie Felsen;  
Ein störrisch widerwärtig Volk! Ich darf  
Nicht stören ihren Schlaf, zur Arbeit rufen,  
Weil sie mich sonst verlassen, wie sie drohten. —  
Noch ist nicht fertig meine feste Burg,  
Darin ich all' mein Glück verschanzten will;  
Mit jedem Stein wächst meine Ungeduld.  
Der Mond scheint hell — ein ärgerliches Licht  
Für Einen, der sich nach dem Morgen sehnt.  
Dieb!s auf der Welt ein Weib wie Helena?

Kurt.

Ich kenne kein's; der König ist zu schlecht,  
Daß er sie Tochter nennt, und Leidenschaft  
Ein ganzes Heldenherz voll ist sie werth.

Albrecht.

O, mehr als Leidenschaft verdient ihr Liebreiz!

Kurt.

Die Jungfrau ist von wunderbarer Schönheit.

Albrecht.

Ihr würd'ger Freier wäre nur der Wahnsinn,  
Wenn er nicht häßlich wäre anzuschauen.  
O Helena, wann werd' ich dich umarmen?

Kurt.

In wenig Tagen ist die Burg vollendigt:  
Die Zwingeln sind gebaut, die innern Mauern,  
Die Legeu und die Thürme all' gerüstet,  
Mit Binsen ist die Diele schon bestreut,  
Und eingerichtet sind die Kaminenaten,  
Mundvorrath ist gesammelt auch für Jahre;  
Und gestern Abends füllten sie die Eiche,  
Ein tüchtig Brautbett euch daraus zu zimmern.

Albrecht.

Dann eil' ich, ihrem Vater sie zu rauben,  
Der stolz sich unserm Glücke widersetzt.  
Daß ich den Vater und den König kränke,  
Das gilt mir nichts; der König fraß den Vater,  
Sonst würd' er nicht das Herz dem Kind zerreißen,  
Und mich verwerfen: ich gewann ihr Herz. —  
Hast du gehört die schmachvoll bittern Worte,  
Die er gesprochen mir zu Gressburg,  
Als ich die tapfern Ungarn hingestreckt,  
Und durch die Wetterschwärme der Kumanen  
Mit meinem Schwerte ihn herausgehauen? —  
Ich trat vor ihn und bat um seine Tochter.  
Er sprach: Ich lohne reich mit Land und Leuten,  
Nur nicht mit meinem Kinde dich, Wasall!  
Du hast für mich dein treues Blut versprizet;  
Doch fordere nicht dafür mein Kind, mein Blut;  
Nicht Blut um Blut verwettet man dem König,  
Wenn man nicht selbst vom fürstlichen Geschlecht.

Kurt.

Ein stolzer König; doch ein guter Vater,  
Er hielt sie weich und gütig wie sein Auge.

Albrecht.

Hat er sein Auge je von sich gestossen?  
Mich dünkt, dich schläferst, dein Gedächniß auch;  
Das helle Mondlicht bleicht dir die Grinn'ung! —  
So hast du denn vergessen, wie sie weinend  
Zu seinen Füßen sank in jener Stunde?  
Wie er sie von sich stieß und wüthend rief:  
„Kein Wort davon! Psui, psui, du riechst vom Knecht,  
Mach' deine Mutter nicht im Grab verdächtig!“ —  
Wie gerne hätt' ich ihm den Kopf gespalten!  
Doch weinend flehte Helena: „Verzeib!  
Dein Zorn vernichtet unser letztes Hoffen.“ —  
Und wenn er auch der beste Vater wäre,  
Ich raubte sie, wenn er sie mir nicht gäbe;  
Die Liebe ist das ält'ste Recht auf Erden.

Kurt.

Ich aber raubte sie auf alle Fälle.  
Wenn Vater, Mutter, Basen auch und Vettern  
Die Brautnacht uns zuschanzen, hat es was  
Vom ekelig Bequemen einer Treibjagd.  
Die Brautnacht mögen Andre sich erbeuten,  
Im Parke als ein müdgehegt Kaninchen, —  
Wir jagen sie als Gemsen im Gebirg.

Albrecht.

(An das Blockhaus der Werkleute hörend.)

Sie schlafen noch, — Ihr Klöße schlafet schneller!

(An die Thüre pochend.)

Holla, macht auf! Der Morgen dämmert schon.

Stimme von innen:

Gebt Ruh! Noch ist es Nacht; es scheint der Mond,  
Gebt Ruh! Im Mondlicht strecken sich die Bäume,  
Da streckte sich der Mensch auf seinem Lager.  
Wir sind noch müd' und schläfrig. Gute Nacht!

Albrecht.

Auf, auf! Zur Arbeit! Jegliche Minute,  
Die bis zur Dämm'ung noch verstreichen mag,  
Bezähl' ich Jeglichem mit einem Goldstück.

(Die Thüre öffnet sich, die Werkner treten heraus.)

Maurer.

Was drängt ihr uns so hastig ungestüm?  
Baut sich ein Schloß so schnell denn wie ein Grab?  
Ihr macht's gerad, wie jener Erbe jüngst,  
Der mit der Leiche auf den Kirchhof kam,  
Und den versoffnen Todtengräber schalt,  
Daß er das Grab vergessen zu bereiten;  
Der unter Flüchen ihn zur Arbeit trieb,  
Weil schon dem Erben übel roch die Leiche.

Albrecht.

Hier treibt das Leben, nicht der Tod zu Eile;  
Mach fort! Ein Goldstück hast du schon verplaudert.

(Der Maurer geht zur Arbeit ab.)

Zimmermann.

Dies Mal will ich verkürzen meinen Schlaf;  
Ich denke das Versäumte nachzuholen,  
Wenn euer Geld ich lege unter's Kissen.

(Geht zur Arbeit.)

Albrecht.

Seid rasch! Auch eine gute Mahlzeit soll  
Den Bleiß belohnen und ein Faß vom Rhein.

Schlosser.

Wohlan! ich folge. Bis der Morgen dämmert,  
Hab' ich ein hübsches Geld mir zugehämmert.

## Prophetenstimmen.

(Schluß.)

Die genauen Angaben der Seher über den starken Monarchen sind damit nicht erschöpft. Eine höchst seltsame und charakteristische Figur, deren sich der Verfasser selbst noch erinnert, die „römische Elisabeth“, eine Wallfahrterin, welche mehrmals Rom, Voretto, Jerusalem, San Iago di Compostella u. s. w. besucht hatte und deren Geschichte Herr Beykirch mittheilte, spricht von glücklichen Tagen nach einem blutigen Kriege unter einem jungen Fürsten mit dunkelbraunen feurigen Augen und hellbraunem lockigen Haar. „Wo er sich sehen läßt, wird das Volk ihm entgegenjubeln. Seine Freundlichkeit wird so groß sein, daß er den Kindern auf der Straße die Wangen streichelt.“ Eine andere Frau in Westphalen sah einen jungen Mann, begleitet von vielem Volke, in einer großen Kirche, welche mit Kreuzgängen gebaut war, unter großen Feyerlichkeiten gesalbt und gekrönt werden. Mehrere Prophezeihungen stimmen darin überein, daß sie ihn aus einem deutschen altadeligen Hause abstammen lassen, „welches durch Ungunst der Zeiten viel gelitten“, oder „durch Napoleon sehr gedemüthigt wurde.“ Eine Prophezeihung vom Jahre 1622 auf bestimmte Monate eines ungenannten Jahres sagt: „Um diese Zeit ist das Kind 28 Jahre alt, dessen Säugamme von Morgen sein wird. Dieser wird große Dinge verrichten.“

Ähnlich wie die Uebereinstimmung der durch Zeit und Ort eniferntesten Seher über den starken Monarchen, den sie seltsamer Weise alle als eine jugendliche Gestalt auffassen, ist die Uebereinstimmung derselben über die Flucht des Papstes und die bevorstehende Theilung von Frankreich. „Um diese Zeit wird Frankreich zerspalten sein“, sagt Spiel-Bahn, von dem weiter unten die Rede sein wird. „Frankreich wird innerlich in drei Theile zerspalten sein“, weisagte Jaspers. In den Visionen Ricci's heißt es: „Das von jedem Vertheidiger entblöhte und unter sich getheilte Frankreich wird er (der starke Monarch) durch Niederlagen, Feuer und Glend mit unerhörter Rache zerreißen, zerstören und zu Grunde

richten.“ Eine rheinländische Wahrsagerin, Helena von Brügge, sagte: „Frankreich wird in viele Theile zerrissen werden.“

Diese Helena von Brügge, einem Dörfchen in der Nähe von Lechenich, scheint von allen den Sehern, deren Bekanntschaft unser Autor uns machen läßt, weitaus die denkwürdigste und auffallendste Erscheinung. Sie ist eine Hellseherin, hinter welcher alle magnetischen Frauen Justinus Kerner's zurückbleiben. Die Vergangenheit und die Zukunft der Menschen scheint offen vor ihr gelegen zu haben. Sie war stigmatisirt, aber darum nichts weniger als im Rufe der Heiligkeit; denn da sie ihrer Umgebung oft die verborgensten Gedanken des Herzens aufdeckte, so fürchtete und floh man sie und nannte sie die Hexe. Ihre Enthüllungen über die Zukunft sind von ihrem Pfarrer aufgezeichnet, dem sie dieselben in die Feder dicitirte: eine Handschrift ist dem letzten Kurfürsten Maximilian Franz eingesandt worden und liegt im Archiv zu Wien. „Ihre Deposition,“ erzählte jener Pfarrer, „umfaßte die Ereignisse der ganzen Welt, aller einzelnen Reiche. Der Reihe nach kam sie einst an Polen und schrie: Zurück, zurück! Ich schrieb am Pulte und wurde bei diesem Schrei wie von einer Hand zu Boden gestürzt, worauf sie sagte: So sollen alle Könige und Fürsten zu Boden gestürzt werden und alle Macht verlieren; das Volk wird die Macht an sich reißen und behalten — die Bösen werden durch die Bösen vernichtet, viele Unschuldige aber zu ihrem Heile umkommen. Der Soldatenstand wird aufhören. Der dritte Theil der Menschen wird umkommen. Die Umwälzung wird sehr schnell hereinbrechen. Gott wird in dieser Zeit große Wunder thun. Handel und Gewerbe wird frei sein und auch eine National-Tracht eingeführt werden. Die Russen werden in ihre alten Grenzen zurückgedrängt. Oesterreich wird wegen der ungerechten Theilung Polens schwer heimgesucht. Frankreich wird in viele Theile zerrissen werden. Allen Priestern wird eine gemeinsame Art, zu leben, unter einem Dache, an einem Tische zu essen vorgeschrieben und mit Strenge darauf gehalten werden. Nicht Geburt und Stand, nicht Rang und Protection wird das Amt erhalten, sondern nur das Ver-

dienst. Aus den Kasernen werden Klöster gemacht, und der Eintritt in dieselben wird nichts kosten. Die Kapläne werden die Kinderschulen halten. Dann wird es wieder goldene Priester, wenn auch hölzerne Kelche geben. — Die gottlosen Priester werden hart vom Volke mitgenommen. — Alsdann aber werden alle Stände von einem wahrhaft frommen Sinne durchdrungen sein. Gerechtigkeit und Friede werden auf der Erde herrschen. Ein unbeachteter Fürst, dessen Haus viel von der Ungunst der Zeiten gelitten, wird der Welt diesen Frieden geben. Der flüchtige Papst wird in Köln residiren, jedoch nur vier Kardinäle haben.“

Großer Autorität vor allen bisher genannten Sehern erfreut sich am Rheine „Spiel-Bahn“ (Bahn ist Bernhard). In der That mag es nicht leicht eine charakteristischere Figur gegeben haben, als diesen wandernden Spielmann, der aus einem Walter Scott'schen Gemälde ländlicher Zustände und Auffassungen entlaufen zu sein scheint, um den hochwürdigen Aebten von Siegburg und Heisterbach Botendienste zu thun und nebenbei die Hochzeiten und Kirchweihfeste der Umgegend durch sein Geigenspiel zu beleben. Seine Vorhersagungen sind gesammelt von Schrattenholz und von J. Burg. (Bonn, 1848.) Es ist darunter eine, die unmittelbarer als alle vorhergehenden die Abstammung von der alten verbreiteten Mythe der Bergentrückung enthält. Spiel-Bahn sagte: In Spich, einem Dorfe zu der Gemeinde Sieglar gehörend, befindet sich ein tiefer Weiher, genannt Bohstadt; allda ist ehemals eines altadeligen deutschen Geschlechts prächtige Burg versunken; in derselben hausten damals zwei Brüder, wovon der eine bereits des wirklichen Todes Schrecknisse gekostet hat, der andere hingegen, einem Scheintodten ähnlich, in Entzücken liegt. Diesem, sagte der alte Bernhard, gehört rechtmäßig das bergische Land. Nach der mörderischen Schlacht, die zu Köln ihre Wahlstatt haben wird, wird der entzückt liegende Bruder erwachen, selber nach Köln kommen, und Alle werden vor ihm sich beugen, ihm huldigen, und er wird ihnen danken und das bergische Land in Besitz nehmen. Niemand aber wird ihn kennen. Spiel-Bahn knüpft die Erfüllung seiner Geschichte an die Zeit, wo Wagen durch alle

Welt laufen, ohne von lebendigen Geschöpfen gezogen zu sein. Dann wird die heilige Stadt Köln eine fürchterliche Schlacht sehen. Man wird dort bis an's Fußgelenk im Blute waten. Zuletzt aber wird ein fremder König (der starke Monarch) aufstehen und den Sieg für die gerechte Sache erstreiten. Des Feindes Ueberbleibsel fliehen bis zum Birkenbäumchen. Hier wird dann die letzte Schlacht gekämpft für die gute Sache. Mit den Feinden kommt der schwarze Tod in's Land. Das bergische Land wird menschenleer werden und die Aecker herrenlos. Um diese Zeit wird Frankreich gespalten sein. Das deutsche Reich wird sich einen Bauer zum Kaiser wählen. Der wird ein Jahr und einen Tag Deutschland regieren. (Der Reichsverweser ist am 29. Juni 1848 erwählt und am 30. Juni 1849 von Frankfurt abgereist!) Der nun die Kaiserkrone nach ihm trägt, der wird der Mann sein, auf den die Welt lange gehofft hat. Er wird römischer Kaiser heißen und der Welt den Frieden wieder geben. Die Klöster Siegburg und Heisterbach wird er wieder aufbauen.

Außer solchen und ähnlichen Aussprüchen sind viele andere Wahrsagungen des Spiel-Bähn da, welche eine lokale Beziehung haben. Wir enthalten uns weiterer Auszüge, denn — es thut uns leid, den vielen Verehrern Spiel-Bähn's es gestehen zu müssen — der phantastische Alte scheint uns ein Schalk gewesen zu sein, der die Gabe des zweiten Gesicht's, wenn er sie überhaupt hatte, durch bedeutende Zugaben aus den geschichtlichen Traditionen und dem Sagenstoffe seiner Heimat erweiterte oder auch wohl ganz und gar aus der Luft griff. Obendrein ist es unmöglich, seine ursprünglichen Äußerungen von späteren Amplifikationen dichterischer Gläubigen zu sondern. Ein geschichtskundiger Freund aus dem bergischen Lande giebt uns schriftlich folgende Aufschlüsse darüber:

„Spiel-Bähn ist gebürtig zu Eschmar, eine halbe Stunde unterhalb Sieglar an der Sieg, einem kleinen Fischerdörfchen. Er war Leinweber, webte im Winter und ging im Sommer den Kirchmessen nach, spielte die Geige und schlug das Hackbrett, je nachdem er aushelfen mußte beim Tanz unter der Linde. Dazu geigte er im Alter von Gehöst zu Gehöst und sagte, was die Leute gern

hörten oder nicht gern hörten. Sein Lieblingsstück, das er geigte und sang, war das Lied: „Der alte Gott lebt noch.“ Er hatte viel mit den müßigen Mönchen auf Siegburg und in Seligenthal verkehrt und viel Schelmerei von ihnen gelernt. Seiner sinnreichen Lügen halber hieß man ihn auch den Lüg-Bähn. Seiner Faren und Späße wegen auch den Becken-Bähn. Er verkehrte viel mit den sogenannten Gänglers-Leuten, das heißt zigeunermäßige Herumstreicher, Kesselflicker, Schnurranten, Kaufleute, die ihre Magazine in Kasten auf dem Rücken trugen, medizinische Ungarn und andere Vagabunden, wie sie seit dem Erbfolgekriege 1748 Deutschland durchzogen, auf einsamen Gehöften nachtagerten, brandstifteten, prophezeiten, stahlen und schlampeten. Mehrmal ist er deshalb an den Gerichten zu Blankenberg und Löwenberg, sowie Pülsdorf und Siegburg in Untersuchung gewesen.“

„In den Jahren 1824, 1825 bis 1830 habe ich von Mehren, die Bähn kannten, die Propheeten und Schwänke, die sie als Augenzeugen von ihm erzählten, aufgeschrieben. Unter Anderem verdanke ich einem alten Gastwirth M. zu T. viele Mittheilungen. Darunter erzählte der alte M., der jetzt lange todt ist: Spiel-Bähn habe prophezeit: das Kloster Siegburg werde abbrennen (in den siebenziger oder achtziger Jahren). Bähn sei nun eines Tages in seinem Hause zu T. gewesen, und man habe ihn geneckt seiner Propheetung wegen. Da habe er gesagt: Wartet noch eine Stunde, dann werdet ihr die Flammen sehen. Wirklich habe es nach einer Stunde angefangen zu brennen in lichter Lohe. Der alte Gerichtschreiber Wolters habe gegen den Bähn als Mitwisser der Brandstiftung einschreiten wollen, Bähn sei auch eine Weile eingezogen gewesen, aber entlassen worden, ohne daß er etwas zur Ergründung berichtet habe.“

„Bähn hat erzählt oder vielmehr propheet: wenn der Weg um den Räsberg verlegt und beinahe fertig wäre, so würde ein großer Krieg ausbrechen, und die Wegarbeiter würden vom fremden Kriegsvolke vertrieben werden. Der Weg ist vor vielen Jahren durch Ober-Wegbauinspector F. vollendet worden, ohne daß der Krieg gekommen ist.“

„Dagegen hat er prophezeit, daß auf dem Markte zu Siegburg Bäume gepflanzt werden würden. Wenn die angewachsen, so würde fremdes Kriegsvolk die Pferde an diese Bäume festbinden. Das soll wirklich von den Kosaken geschehen sein. Spiel-Bähn soll besonders kräftig prophezeit haben, wenn er betrunken gewesen.“

„Was die Kriegsprophezeihungen des Spiel-Bähn betrifft, so habe ich gefunden, daß diese geschichtliche Erinnerungen aus dem jülich-bergischen Erbfolgestreite und dem dreißigjährigen Kriege sind. So z. B. sollte im Rheinthale zwischen Siegburg und Mülheim in drei Jahren keine Ernte regelmäßig geschnitten werden. Die Mannsfelder und dann Spinola hatten sie 1614 und in den folgenden Jahren von ihren Pferden abweiden lassen.“

„Spiel-Bähn hat auch ernstes Gesicht dem alten M. zu L. das Nährlein erzählt, wie er einst betrunken von Troisdorf nach Eschmar gegangen, und um Mitternacht an den Kirchhof zu Sieglar gekommen, habe ihn der Willmuth (Muthwille) gepackt, daß er sich auf ein Steinkreuz des Gottesackers gesetzt und den Todten Eins aufgespielt und sie hervorgerufen habe aus ihren Gräbern. Da seien die Gerippe erstanden und haben getanzt, und er habe seine Schnüre drangen und geigen müssen, daß ihm der Schweiß von allen Gliedern getroffen sei. Habe er nur eine kleine Pause gemacht, so seien die Gerippe mit drohender Geberde gegen ihn angesprungen und würden ihn den „„Hals umgedreht haben““, hätte er nicht drauf los gestrichen mit aller Kraft. So habe er geigen gemußt bis zum ersten Hahenschrei, da sei Alles wieder in die Erde versunken, und er sei so nüchtern worden, wie ein Kindlein.“

„Solche Nährlein erzählte der Seher Bähn für Wahrheit und rühmte überhaupt von sich, daß er Gespenster sehen könne.“

„Dem Spiel-Bähn wurde übrigens schon vor fünfzig, sechzig Jahren viel in den Mund geschoben, was auch Andere prophezeit hatten. Auch hinterher, wenn etwas Auffallendes geschehen war, hatte es der Spiel-Bähn gesagt.“

Es scheint zudem, daß der Name des Spielmanns vor mehreren Jahren wissentlich mißbraucht

ist, um ihm Aeußerungen in den Mund zu legen, welche sich polemisch gegen eine die Rheinlande in lebhafteste Bewegung setzende Maßregel der preussischen Regierung gebrauchen ließen.

Wir können nach alle dem dem lustigen Lügen-Bähn keine große Autorität zuerkennen, müssen uns aber dagegen verwahren, durch diese Mittheilung über einen der Junst ein zweifelhaftes Licht auf die Menge anderer, in ganz Westphalen verbreiteter Seher haben werfen zu wollen, in denen unwidersprechlich ein unerklärliches Etwas ist, welches ihren Blicken eine weitere Sehkraft giebt, als diejenige, die uns Alltagsmenschen zu Gebote steht. Der unumstößliche, unantastbare Beweis für Bedeutung und Erfüllung von Prophetieen liegt ja in dem Bruder Hermann von Lehnin vor jedem Kluge offen da: das Vaticinium Hermann's ist seit 1723 gedruckt, und wer kann leugnen, daß es sich wenigstens von da bis jetzt Wort für Wort erfüllt habe?

Die Art der Prophezeihungen anonymen Ursprungs und durch die Tradition erhalten, ist außerordentlich reich. In der Sammlung von Beykirch findet man eine große Anzahl zusammengestellt: über Koblenz, Köln, Münster, Osnabrück, über alle Städte und Orte zwischen Paderborn und dem Rheine. In allen ist eine merkwürdige Uebereinstimmung unter sich und mit den früher berührten Visionen: ein großes Blutvergießen und Zerstörung, ein mächtiger Fürst, der Sieg des guten Prinzips, der aus dem Süden oder Westen kommenden Kriegsvölker wider die Heere aus dem Norden, und endlich Vereinigung der Confessionen. In Münster heißt es, die Zeit der Erfüllung sei das Jahr, in welchem eine hohe Person auf dem Schlosse sterbe (Prinz Waldemar!). In den Kirchen Osnabrücks wird griechischer (russischer) Gottesdienst gehalten. Köln wird untergehen, wenn es gut gepflastert sein wird! In Koblenz kommen die Türken an den Rhein. Der Zusammenstoß aber ist in Westphalen am Birkenbaum. Auffallend ist dann noch das Zusammentreffen einer Vorhersagung im Munde des Volkes, die am ganzen Niederrhein, im Bergischen und in Westphalen verbreitet ist und sich auf eine erbitterte Erhebung des Landvolks wider den Clerus bezieht. Auf dem linken



Rheinufer sagt man: „Es würde eine Zeit kommen, wo der Haken selbst am Kirmeßtage, wenn er auch die Gabel schon in den Kapaun gesteckt hätte, vom Fische aufstehen würde, um einem eben vorübergehenden Pastor den Hut vom Kopfe zu schlagen.“ In Münster heißt es, man werde die Geistlichen an die Bäume des Domhofes aufknüpfen, daß an jeden einer komme. Im Vergischen sagten ehemals alte Leute: es werde eine Zeit kommen, wo die Geistlichen dem Bauer so verhaßt würden, daß, wenn der letztere sich nach der Tagesarbeit müde und hungrig hinsetze und den Löffel schon in der Schüssel habe, er doch, sobald er einen Geistlichen vorübergehen sehe, den Löffel vom lechzenden Munde weglegen würde, um die Art zu ergreifen und den Pfaffen todtzuschlagen. Dann werde er sich zufrieden und ruhig wieder zur Mahlzeit niedersetzen! Damit zu vergleichen die Prophezeiung: Im Jahre 1846 werde es den Aeben, 1847 den Apfeln, 1848 den Königen, 1849 den Soldaten und 1850 den Geistlichen schlecht ergehen.

Aber der geneigte Leser wird genug haben an der Wanderung durch die dämmerigen Schwärze volksthümlischen Tiefsinns und unerklärlicher Ahnungen; wer nach Mehrern begehrt, den verweisen wir auf das angeführte Buch, wo er eine reiche Nachlese finden wird. Leider ist dasselbe weder vollständig (es fehlt z. B. die merkwürdige Vorhersagung Cazotte's) noch mit irgend kritischem Geiste zusammengestellt. Es sind auch einige an's Prophetische schweifende Aeußerungen ausgezeichneter Männer dort aufgezeichnet, aus denen man, wie wir oben sagten, eine vierte Kategorie von Vaticinien bilden könnte, z. B. von Görres, der auf seinem Todtenbette ausruft: Die Platten sollen leben! gebt mir ein polnisches Gewehr, einen polnischen Säbel will ich! und der dann den Untergang der Monarchieen beklagt. Ferner eine etwas sehr apokryph aussehende Stelle aus den Schriften von Napoleon, herausgegeben von Alvensleben (Chemnitz 1840). Es hätte noch Chateaubriand's Worte über das Absterben des monarchischen Prinzips hinzugesügt werden können, und endlich eine höchst denkwürdige Stelle aus dem Tagebuche des Las Cases, welche die Pariser „Presse“ vor wenigen Tagen anführte. Napoleon

sagt dort: „Frankreich wird noch ein Mal zur Republik zurückkehren, und die anderen Völker werden seinem Beispiele folgen. Die Deutschen, Preußen, dann Schweden, Russen werden sich mit ihnen verbinden zu einem Kreuzzuge für die Freiheit. Sie werden sich bewaffnen wider ihre Souveräne, die sich beeilen, ihnen Concessionen zu machen, um einen Theil ihrer alten Autorität zu erhalten; sie werden sich selbst constitutionelle Könige nennen, mit beschränkter Gewalt. So wird das alte Feudal-System seinen Todesstoß empfangen. Aber die Dinge werden dabei nicht stehen bleiben. Das Rad der Revolution wird an diesem Punkte nicht aufhören zu rollen; seine Hefigkeit wird sich verfünffachen und seine Schnelligkeit in gleichem Maße wachsen. Wenn ein Volk einen Theil seiner Rechte wieder erlangt, so enthußtasmirt es sich durch den Sieg, und wenn es die Süßigkeiten der Freiheit geschmeckt hat, wird es nur unternehmender, um noch mehr zu gewinnen. Die Staaten Europa's werden vielleicht während mehrerer Jahre in einem fortwährenden Zustande der Aufregung sein, dem Boden ähnlich im Augenblicke vor dem Erdbeben: aber endlich bricht die Lava aus, und die Explosion macht Allem ein Ende. Der Bankerott Englands wird die Lava sein, welche die Welt überschüttet, die Könige und die Aristokratieen verschlingt, aber durch ihren Ausbruch der Demokratie ihre Kraft giebt. Glauben Sie mir, Las Cases, der Baum der Freiheit wird unerschütterlich werden, wenn er seine Wurzeln in diese revolutionäre Lava getrieben hat, die über alle Monarchieen dahingeströmt sein wird. Möge er blühen während Jahrhunderte! Diese Gesinnungen scheinen Ihnen vielleicht auffallend in meinem Munde, aber sie sind dennoch die meinigen. Ich bin von Hause aus ein Republikaner, aber das Schicksal und die Opposition Europa's haben mich zum Kaiser gemacht.“

E. S.

### Flüchtige Bemerkungen in den Londoner Straßen.

Ist das englische Volk wirklich ein so freies und tolerantes wie man es aller Orten schildert, fragte ich mich. — Es war Sonntag. Ich war in dem guten Glauben, daß ich, wie alle Wochentage, auch jetzt meinen Morgengewohnheiten folgen könnte. Aber welche Täuschung! Die Thür des Café Berkeley, wo ich zu frühstücken pflegte, war verschlossen, und es dauerte eine geraume Zeit, ehe sie nach wiederholtem starken Klingeln und Klopfen mißtrauisch und geheimnißvoll geöffnet wurde.

„Was wünschen Sie, mein Herr?“

„Nun, ich will meinen Kaffee trinken.“

„Das ist jetzt, während der Predigt, nicht möglich.“

„Ja, für Sie vielleicht nicht; aber ich habe diesen Morgen schon die Messe gehört, und werde doch nun frühstücken können, sollte ich glauben?“

„Mögen Sie frühstücken, wo Sie wollen, bei mir jedoch nicht. Erlauben Sie, mein Herr, daß ich die Thür wieder zumache, ich könnte sonst in Strafe verfallen. Und die Thür wurde mir vor der Nase zugeschlagen.“

Welche Vorstellung soll man da von der Toleranz der Engländer bekommen, wenn man sieht, daß Katholiken, Griechen, Juden und Muselmänner gezwungen werden, mit ihrem Frühstück so lange zu warten, bis der protestantische Geistliche seine Predigt beendigt hat?

Ich ging in den Straßen spazieren, alle Haus- und Ladenthüren waren so zu sagen hermetisch geschlossen; eine feierliche Stille herrschte überall und mein Innerstes wurde mächtig ergriffen von dieser seltenen einmüthigen Heilighaltung des Feiertages.

Da begegnete mir ein bekannter Radikaler.

„Hören Sie wohl, fragte er mich, das Rufen jener Frau, die an Ihnen vorübergeht?“

„Ich höre, aber ich verstehe nichts davon.“

„Es ist eine Höckerin; sie ruft Fische aus. Aber am Sonntag und gerade unter der Predigt, wird ihr Niemand etwas abkaufen.“

„Warum ruft sie denn da ihre Waare aus?“

„Weil wir ihr das Ausrufen bezahlen. Die strenge Beobachtung der Sonntagsfeier ist bei uns Sitte; man hat jedoch dieselbe einem gesetzlichen Zwange unterworfen, und das scheint uns inconstitutionell zu sein. Um nun diese Angelegenheit in's Parlament zu bringen, schicken wir einige Höcker in die Straßen, und hoffen, daß die Polizei dieselben bei der vorgeblichen Ungeleslichkeit ergreifen wird. Tritt Letzteres ein, so müssen die Höcker protestiren, die Opposition unterstützt dann ihre Petition auf's kräftigste und es bedarf gar keiner Frage weiter, daß wir glänzend siegen. Das Ministerium, welches ohne Zweifel verhindern will, daß diese Frage vor das Parlament gebracht werde, läßt schreien, und thut so, als höre es nichts; sollte es aber, wie ich bestimmt glaube, fortfahren, taub zu bleiben, so rücken wir den geistlichen Pairs auf den Leib, und ich bin gerade der Mann, das versichere ich Ihnen, der eines Sonntags dem Bischofe von Canterbury eine Steinbutte oder einen Salm zum Kauf anbieten läßt. Wir wollen doch sehen, ob ein solcher Skandal die politische Diskussion, die wir wünschen, nicht herbeiführen soll.“

Endlich, um zwei Uhr Nachmittag, nachdem alle Predigten in London beendigt waren, konnte ich frühstücken, ohne dadurch den Himmel oder die anglikanische Kirche zu beleidigen. Vom Kaffeehause begab ich mich nach Regent's-Park. Zu beiden Seiten der Hauptallee waren einige Tische aufgestellt und auf jedem derselben stand ein Individuum, welches die versammelte Menge haranguirte.

„Was verkaufen diese Leute?“ fragte ich meinen Begleiter.

„Diese Männer verkaufen nichts,“ gab er mir zur Antwort. „Es sind Prediger, die in ihrem Eifer, die Gottlosen zu bekehren, so weit gehen, daß sie selbst die Promenade als ein reiches Feld ihrer Thätigkeit betrachten. Kommen Sie näher heran.“ — Ich wohnte diesem für mich neuen Schauspiel bei. Einer dieser Geistlichen stellte von der Höhe seines Gerüstes herab Fragen, die von einigen Stimmen aus der Gruppe beantwortet wurden. Von Zeit zu Zeit gerieth der Gottesmann in einen erschrecklichen Zorn und jedes Mal antwortete ihm die Menge mit Hohn-

gelächter. Bisweilen wurden einige schlechte Scherze gemacht, diese nahm er mit einer bewundernswerthen Ironie auf und hatte dadurch die Lacher auf seiner Seite. Mit diesen erbärmlichen Diskussionen waren Citate aus dem Evangelium verbunden, und ich gestehe, daß ich nicht begreife, was eine solche religiöse Polemik auf offener Strafe Gutes hervorbringen kann. —

Man hat von der außerordentlichen Achtung der Engländer vor dem Gesetze viele Beispiele angeführt. Folgendes scheint mir aber das sonderbarste zu sein: Ein Mann hatte einem Andern im Streit die Nase abgeschnitten; wegen dieser That wurde er vor die Assisen gestellt und die Anklage beschuldigte ihn des Verbrechens der Körperverstümmelung. Der Advokat des Angeklagten sucht in seinem chirurgischen Wörterbuche die wahre Bedeutung des Wortes „Verstümmelung“ auf, und findet, daß Verstümmelung „die Ablösung oder die Zerstörung eines Gliedes“ ist. Es handelt sich nun um das Wort „Glieder“ und das Wörterbuch sagt: „Glieder kann nur derjenige Theil des Körpers genannt werden, der aus Muskeln, Nerven, Venen und wer weiß, aus was für anderen Dingen noch besteht.“

Seine Vertheidigung daher beschränkte sich nur darauf, zu beweisen, daß die Nase, weil sie nur aus gewissen geringfügigen Knorpeln bestände, ohne diejenigen Theile zu haben, welche die anderen Glieder des Körpers bilden, kein Glied genannt werden könnte und daß das Abschneiden der Nase also nicht die Zerstörung eines Gliedes wäre, wodurch eine Verstümmelung im Sinne des Gesetzes constatirt würde. Er trug darauf an, daß sein Client, so schimpflich seine Handlung auch immer sein möchte, freigesprochen würde. Die Jury war derselben Meinung und der Nasenabschneider wurde in Freiheit gesetzt. Das Interessanteste an der Geschichte kommt aber noch. Da diese Freisprechung in ihren möglichen Konsequenzen dem Ministerium die Existenz aller Nasen in England zu bedrohen schien, so wurde dem Parlamente eine Vorlage gemacht, die den wahren Sinn des Gesetzes bestimmte, und ein feierlicher Beschluß dieser berühmten gesetzgebenden Versammlung verkündigte, daß die Nase ein Glied sei, und daß die Gerichtshöfe und die Bürger

dieses in Zukunft ja als unzweifelhaft annehmen sollten. —

In Frankreich sieht man bei den Frauen der unteren Volksklasse das Kattunkleid und die Haube und beides ist fast immer reinlich und wird mit einem gewissen Geschmack getragen; in London hingegen sind der Hut und das Seidenkleid unerläßliche Dinge, nur daß dieselben in Betreff ihrer Haltung und Reinlichkeit eine Stufenleiter erkennen lassen, welche sie im Laufe der Zeit von der Höhe nach der Tiefe zurückgelegt haben. Denn weil ein und dasselbe Kleid nacheinander von der höchsten bis zur untersten Person herab getragen wird, so ist es erklärlich, daß die zahlreichen Unfälle, welche die Klobbe erfahren, auch zahlreiche Eindrücke auf der Seide zurückgelassen haben.

Die Theater in London können in drei Kategorien getheilt werden; die der dritten werden nur von dem niederen Volke besucht.

Von den großen Theatern sind die fremden vorzugsweise von Engländern, die englischen hingegen von Fremden besucht. Will man die englische Aristokratie sehen, so muß man in die italienische oder deutsche Oper gehen; wenn man aber Shakespeare bewundern will, muß man es immer in Gesellschaft von Fremden oder höchstens von ehrsamem Kaufleuten der City thun.

Ich habe mich oft gefragt, wie es kommt, daß bei einer so ansehnlichen Menge von hübschen Frauen, die man in den Salons, in den Magazinen, in den Straßen, kurz fast überall in London antrifft, es fast unmöglich ist, ein nur einigermaßen hübsches Gesicht in den vielen Zirkeln der Aristokratie und insbesondere unter der so ausgezeichneten Zuhörerschaft des italienischen Theaters aufzufinden. Wie kommt es, daß in London dasjenige, was man ausschließlich die beau monde zu nennen pflegt, gerade, in Betreff der Frauen, die einzige Welt ist, die nicht schön genannt werden kann? — Bei der Prüfung fast aller berühmten Geschlechter, die Anspruch darauf machen, ihre Herkunft in directer Linie von Wilhelm dem Eroberer herzuleiten, habe ich immer diese Art von Stumpfnase und dieses plumpe Gesicht, wodurch so viele Familien in der Normandie sich auszeichnen, wieder gefunden und diese Beobachtung hat in mir jedes Mal eine

tiefe Ueberzeugung von dem alten Adel der englischen Geschlechter, sowie eine große Ehrfurcht vor der strengen Tugend der Frauen, welche dieselben verherrlicht haben, zurückgelassen.

y.

### Russische Vorurtheile.

1. Ohrenklingen. Wenn Jemanden im Ohre klingt, muß man sich bekreuzen, und durchaus an nichts denken, wie es manche thun. Der Schutzengel schreibt nemlich in diesem Augenblicke unsere Sünden in das Buch des Lebens und legt sie Gott vor. Beim Einschreiben streitet er mit dem Teufel, und wenn man sich nicht bekreuzt, überläßt der Engel dem Satan die Seele und entfernt sich schluchzend von ihr.

2. Die Achseln. Bei Jedem von uns sitzt in der rechten Achsel der Schutzengel, in der linken der Teufel; der Erste leitet uns zum Guten, der Zweite lockt uns zum Bösen.

3) Das Krähen der Henne. Wenn eine Henne, besonders ein Hühnchen, wie ein Hahn kräht, so gilt es für ein böses Omen, da ereignet sich im Hause gewiß ein Unglück. Man kann es nur dadurch abwenden, wenn man rasch das Huhn erhascht, damit von dem vordern Winkel der Wand bis zur Schwelle mißt, und den Theil, der auf der Schwelle zu liegen kömmt, sei es Kopf oder Schweif, abhaut. Denn in diesem Körperteile ist dann der böse Geist versteckt. — Manche rufen, wie sie eine Henne krähen hören, sogleich aus: „Auf deinen Kopf!“ und schlachten sie sofort ab.

4. Das Ausschlagen der Bäume. Wenn die Eiche ausschlägt, und wenn der Flieder und die Schlehe zu blühen anfangen, ist immer kaltes Wetter. Wenn der Frühling kalt ist, so tragen diese Gewächse die Schuld.

5. Das Heulen der Hunde. Nach welcher Seite ein Hund heult, dort wird eine Feuersbrunst ausbrechen, und lagert er dabei vor einem Hause, so geschieht's in demselben Hause. Wenn ein Hund vor den Fenstern eines Kranken heult,

so stirbt dieser gewiß. Immer ist das Heulen des Hundes von schlimmer Vorbedeutung.

6. Der Hase, der Geistliche, das Begräbniß und die leeren Eimer. Wenn ein Hase über den Weg läuft, oder uns ein Geistlicher begegnet, so verspricht dieses nichts Gutes. Um das Unglück abzuwenden, muß man eine Ruthe entzweibrechen, und jede Hälfte auf eine andere Seite werfen. Doch dies gilt nur vom Hasen, gegen den Geistlichen giebt's kein Schutzmittel. Ebenso unglückweisend ist es, wenn der Geistliche seinen Stock im vordern Winkel des Zimmers hinstellt. Daß die Begegnung mit einem Geistlichen beim Volke für ein böses Zeichen gilt, schreibt sich wohl daher, daß Wladimir I. der Geistlichkeit eine besondere Macht verlieh und sie mit dem Richteramte bekleidete, dieselbe also die ersten russischen Christen für die Nichterfüllung der christlichen Pflichten streng bestrafte. Die Begegnung mit einem Leichenzuge oder mit leeren Gefäßen gelten gleichfalls für unheilswanger. Bei vielen erregt das Begegnen eines Geistlichen, besonders bei einem Leichenzuge, einen solchen Schreck, daß sie schweißtriefend wie bestinnungslos nach Hause rennen, sich auf die Kniee werfen, Gott um Abwendung des Unglücks anflehen und an diesem Tage nicht das Zimmer verlassen. Das Begegnen leerer Eimer wird der Art ausgelegt, daß das begonnene Geschäft zu einem nichtigen wird, also nicht mehr gelingt.

7. Das Wildpret. Viele sind durch nichts in der Welt zu bewegen, Wildpret zu essen, und betrachten Den für unüberlegt handelnd, der ein Wild tödtet. Andere essen wieder nichts Erschossenes oder Erschlagenes, sondern nur Geschlachtetes. Sie betrachten den Genuß eines erschossenen Wildes darum für eine Sünde, weil es ein freies Thier, ein freier Vogel ist, Gott es ernährt und hütet, wir aber nicht dasjenige essen dürfen, was wir nicht selbst gefüttert haben.

8. Die Schaffsur. Wer seine Schafe bis zum Simeonstage schieert, bei dem wird den ganzen Winter kein Schaf frieren, doch wer bis zum Feste dieses Heiligen die Schur nicht beendet, bei dem erfrieren alle Schafe.

9. Die Sonnenblume. Die alten Leute verbieten die Körner der Sonnenblume mit den

Zähnen zu zerbeißen, weil man damit ein der Mutter Gottes ungefälliges Werk verrichte.

10. Geld und Brot. Wer Geld während des Spieles, oder Brot nach Tische oder auch zu einer andern Zeit wegwirft, der erzürnt den Heiland.

11. Oriesbri. Wenn der im Ofen stehende Oriesbri (Kascha) wegfömmt, so ereignet sich im Hause bestimmt ein Unglück.

12. Lufterscheinungen. Wenn ein Landmann ein Nordlicht, eine Feuer säule, ein Irrlicht oder einen Kometen erblickt, so jagen sie ihm Furcht und Bittern ein, da nach seiner Meinung sie nichts Gutes anzeigen. Das Schrecklichste ist die Erscheinung eines Kometen. Er prophezeit immer Krieg, Hunger, ansteckende Krankheiten und sogar das Ende der Welt. In den Irrlichtern sieht der Bauer den sich windenden Gottseibein.

13. Die Flamme auf Gräbern. Oft sieht man in der Nähe der Gräber ein Leuchten, das sich manch Mal wie eine Funken sprühende Kugel erhebt, manch Mal wie ein Sternchen oder wie ein Licht glänzt. Daraus schließt man, daß die Seele des ohne Reue und Buße Verstorbenen um das Grab und durch die Welt irrt, ohne zu ahnen, daß diese Erscheinung der Anhäufung phosphorhaltiger Stoffe ihr Entstehen verdankt.

14. Müller und Teufel. Es heißt allgemein, daß jeder Müller mit dem Teufel im Bunde stehe, oder wenigstens ihn, wann er Lust hat, sehen kann. Natürlich ist die Mitternacht die passendste Zeit zur Zusammenkunft, wo er sich dann mit ihm frei unterhält. Am Tage flüstern sie bloß miteinander, wenn der Müller in die Tiefe des unter dem Rade rollenden Wassers blickt. Ein Mal im Jahre schickt der Müller dem Teufel als Geschenk ein gemästetes schwarzes Schwein, und wenn er es unterläßt, so durchbricht der Teufel zuerst den Damm, den kein Müller ohne Hilfe des Satans wieder herstellen kann, und zuletzt ersticht er ihn im Schlafe.

15. Rabe und Uhu. Wenn ein Rabe auf irgend einem Hause krächzt, so stirbt gewiß ein Bewohner desselben. Dasselbe geschieht beim Uhu-geschrei. Wenn dieser Vogel sich auf das Kreuz der Kirche niederläßt, so stirbt in diesem Sprengel bestimmt einer der Kirchendiener.

16. Die Schwalbe. Einige versichern, daß die Schwalben für den Winter in den Himmel fliegen und Andere meinen, daß sie sich die Füße aneinander gehängt in die Tiefen der Brunnen und Seen versenken.

17. Das Schwalbenherz. Der ist glücklich zu nennen, an dessen Haus die Schwalbe ihr Nest bauet. Wer einer Schwalbe das Herz ausschneidet und es bei sich trägt, wird von Allen, besonders von Frauzimmern geliebt werden.

18. Die Fledermaus. Wenn eine Fledermaus Jemanden ein Kopfhaar ausreißt und es auf einen verdorrten Baum legt, so wird der frühere Besitzer des Haares vertrocknen und bald darauf sterben.

19. Die Umkehr. Wer von der Hälfte des Weges oder auch etwas weniger umkehrt, um etwas zu Hause Vergessenes zu holen, der wird das von ihm unternommene Geschäft nicht glücklich zu Ende führen.

20. Elster und Kaze. Das Gepolter der Elster und das Sichwaschen der Kaze bedeutet die Ankunft von Gästen. Aber wenn die Kaze sich auf dem Boden wälzt, so sind starke Winde im Anzuge.

21. Das Pferd. Man darf nicht auf den Ort, wo sich ein Pferd wälzt, treten, auch kein Wasser darauf gießen, denn sonst wird man sich irgend eine Krankheit zuziehen, besonders Krätze und Flechte.

22. Schlucksen. Wenn Jemand schluckset, ist's ein Zeichen, daß Bekannte oder Verwandte an ihn denken. Beim Schlucksen und Gähnen muß man sich bekreuzen, damit der Teufel sich nicht in die Seele schleiche.

23. Zucken. Wem die Augen jucken, der wird weinen. Wenn der Nasenrücken juckt, hört man von einem Verstorbenen; das Zucken der Nasenspitze bedeutet, daß man Branntwein trinken werde, und das Zucken der Lippen, daß man sich küssen werde.

24. Die Milch. Man darf keine Milch trinken, welche lange in einem unbedeckten Gefäße gestanden, denn der unreine Geist hat schon von ihr getrunken. Sobald ein Wiesel zwischen die Milchöpfe läuft, verliert die Kuh die Milch.

25. Salz und Messer. Man darf mit

Niemanden zu gleicher Zeit Salz aus dem Salz-  
fasse nehmen und Niemanden ein Messer schenken,  
sonst geräth man mit dieser Person in Streit.  
Um beim Salznehmen dem Zanke auszuweichen,  
müssen Beide zu lachen anfangen, und beim Schen-  
ken des Messers muß der Geber sagen: „Vorge-  
sehen, es ist ein Messer!“

26. Bild und Kreuz. Es ist ein schlim-  
mes Zeichen, wenn man ein Heiligenbild oder ein  
Kreuz zum Geschenke erhalten, — der Tod ist  
dann bestimmt nahe.

27. Der Ring. Wer einem jungen Mäd-  
chen einen Ring schenkt, der wird sich nie mit  
ihr verheirathen.

28. Pferd und Kuh. Wer schwarze Haare  
hat, darf kein dunkelgraues Pferd kaufen, es läuft  
ihm sicher davon, oder man stiehlt es ihm. Eine  
gekaufte Kuh muß man durch das Pförtchen über  
einen auf den Boden gelegten Leibgürtel in's Haus  
bringen. Wenn man was immer für ein Haus-  
thier kauft, muß man laut nach seinen Mängeln  
fragen. Zeigt sich der Fehler gleich bei der Nach-  
frage, zeigt das Thier Eigensinn, stellt es sich  
auf die Vorderfüße, schlägt es aus oder derglei-  
chen, so werden auch diese Fehler beim Thiere  
für immer aufhören.

29. Wechselfieber und Selbstsucht. Wen  
das Fieber schüttelt, der beräuchere sich mit auf  
ein Hufeisen gelegte Kohlen. Der Selbstsuchtige  
muß auf einen lebendigen Hecht im Wasser blicken  
und die Krankheit verschwindet. — Manche glau-  
ben das Wechselfieber durch Schreck zu verjagen,  
darum stürzen sie sich auf den Kranken plötzlich  
mit einem blinkenden Messer oder legen auf ihn  
eine Plinte an. Fast überall glaubt man, daß  
das Fieber neun geflügelte Schwestern habe, welche  
ein unreiner Geist zur Plage der Menschen ent-  
fesselte. Als Heilmittel wird auch angerathen,  
das Gesicht mit Ruß zu beschmieren, weil das  
Fieber erschrickt und sich zurückzieht. Manche  
ziehen ihre Kleider auf der umgekehrten Seite an  
oder legen fremde Kleider an, damit das Fieber  
sie nicht erkenne. Andere schleichen sich leise von  
Haus zu Haus, damit das Fieber sie nicht zu  
finden wisse. Man schreibt auch ohne Wissen des  
Kranken auf Thüre und Fenster: Er ist nicht  
zu Hause, um das Fieber zum Besten zu haben

und den Kranken zu verflecken, der hernach mit  
Dämpfen umgeben wird. — Zum Schutze vor dem  
Wechselfieber trägt man am Halse die Haut einer  
Schlange oder Natter, ein Halsband von Schlan-  
genköpfen oder Wachs-kugeln von Lichtern aus  
der Charwoche.

30. Eier, die kurz vor der Butterwoche  
(letzte Faschingwoche) gelegt werden, ist sündhaft  
zu essen.

31. Ein Badekrug, der zum Begießen des  
Körpers gebraucht wurde, darf ohne eine große  
Sünde zu begehen, nicht zum Trinken verwendet  
werden.

32. Ein gestohlener Hund läuft bestimmt  
wieder davon, wenn man nicht den Schwanz mit  
einem Zwirnfaden mißt.

33. Eierbrüten. Wenn Jemand im Hause  
stirbt, während eine Henne Eier brütet, so ver-  
derben diese bestimmt.

34. Wirbelwind. Wenn sich ein Wirbel-  
wind erhebt, muß man rasch ein Messer in den  
dichtesten Knäuel stoßen und ausrufen: Möge der  
Herr auferstehen und sein Grimm sich zerstreuen!  
— Oder: Gott sei mit uns! Der sich im Winde  
drehende Satan erstöht und läuft als Hund oder  
Kaze, oder gar als Hexe davon. Da schlage rasch  
darauf los! — Schlägst du sie todt, so wirst du  
glücklich, sonst verwandelt sich der Teufel wieder  
in eine Gfister und fliegt davon.

35. Eine Spinne, die sich gerade von oben  
herunterläßt, bringt einen unerwarteten Gast, oder  
man erhält unerwartet eine freudige Nachricht,  
einen Brief, Geld, Rangerhöhung, Belohnung ic.

36. Pfeifen gilt für ein böses Zeichen, eben  
so wie das Zirpen der Grille, das die Verödung  
des Hauses vorausagt. Alte Leute erblassen,  
wenn sie einen Pfiff hören, bekreuzen sich und  
rufen aus: Gott mit uns! Sie sind überzeugt,  
daß der Böse immer mitpfeife.

37. Wohin. Die Frage: Wohin? gilt bei  
Vielen für eine schlimme Vorbedeutung. Wenn  
sich Jemand auf den Weg machen will und ein  
Vorbeigehender fragt ihn: Wohin des Weges?  
oder: Wohin fährst du? so muß man ant-  
worten: Es komme über dein Haupt! Er  
hätte nemlich fragen sollen: Weit fährst oder  
gehst du? Viele fürchten sich das Wörtchen

wohin auszusprechen, in demselben einen Zusammenhang mit dem Gottseibeiuns findend. Wer mit einem Wohin befragt wird, verschiebt gewöhnlich seinen Gang oder seine Reise um einige Stunden oder einen Tag.

### Die Familie Meyer.

Novelle aus der Geschichte der Juden in Frankreich.

Der erste Monat des Jahres 1182, welches nach jüdischer Rechnung das Jahr 4942 ist, zeichnete sich durch rauhes Wetter, empfindliche Kälte und häufigen Schneefall aus, womit er das nördliche Frankreich heimsuchte. Ein kurzer Januartag hüllte sich eben in eine düstere Abenddämmerung, ein scharfer Wind strich schneidend durch die Straßen von Chalons sur Marne und trieb dichte Schneeflocken in einem ungestümen Wirbel umher, als der Oberälteste Meyer aus einer Sitzung der jüdischen Gemeinde heimkehrte, und in einer engen winkeligen Gasse sein Haus betrat. Er war in der übelsten Stimmung, und schmähle auf Frau und Tochter, als er die Wohnstube noch nicht erleuchtet fand. Eilig zündete die Tochter einige Kerzen an, während die Mutter dem Angekommenen den mit Pelz besetzten Ueberwurf abnahm, den schweren Hut mit einem leichten Käppchen vertauschte, und die Kleidungsstücke der Tochter gab, um sie draußen vom Schnee zu reinigen. Jetzt, da es im Gemache hell war, sah man vor einem gepolsterten Lehnstuhl einen starken Tisch, auf welchem mehre Folianten und Pergamentrollen geordnet waren, und ein silberner Becher stand. Die Tochter, die wieder in das Zimmer trat, brachte eine kleine Kanne mit glühendem Wein herein und schenkte den Becher voll. Da der Vater dies nicht beachtete, setzte sie sich auf einen Wink der Mutter zu dieser an einen andern Tisch, der, mit weiblichem Arbeitszeuge bedeckt, beiden Beschäftigung bot. Der Hausherr ging mit starken Schritten auf und nieder, ergriff nach einer Weile den Becher, leerte ihn hastig, füllte ihn wieder, und warf sich auf den Lehnstuhl hin. Nachdem

er noch einige Züge aus dem Becher gethan hatte, schlug er einen Folianten auf, blätterte darin, schob ihn dann fort, und zog einen andern vor sich hin. Aber auch dieser schien ihn nicht zu befriedigen, denn nachdem er ungeduldig mehre Blätter aufgeschlagen hatte, stieß er das Buch zurück, ließ den Kopf auf die aufgestützte Hand sinken und seufzte laut.

„Was ist nur dem Vater, liebe Mutter?“ fragte die Tochter flüsternd; „er ist ja ungemein verdrießlich.“

So leise auch diese Worte gesprochen waren, hatte sie der Vater dennoch vernommen. „Wunderst Du Dich, daß ich verdrießlich bin?“ fuhr er auf. „Draußen Kummer, Sorge, Kränkung und Herzeleid, im Hause Widersetzlichkeit, Ungehorsam, Murren und Unaufmerksamkeit: kann man da seine Gemüthsruhe behalten? Warum fand ich kein Licht im Zimmer, als ich nach Hause kam?“

„Bester Meyer,“ sagte die Frau verwundert, „eine so unbedeutende Kleinigkeit kann Dich doch unmöglich verstimmen.“

„Unbedeutende Kleinigkeit!“ rief er hitzig. „Seit wann, Esther, ist Dir das, was ich wünsche, eine Kleinigkeit und unbedeutend? Soll Lea so von Dir lernen, wie eine Frau ihrem Manne entgegen treten muß? Sind das die mütterlichen Unterweisungen für Deine Tochter? Nun! Warum antwortest Du nicht?“

„Da müßte ich doch erst Deine Rede verstanden haben,“ erwiderte Esther. „Ich begreife Dich nicht. Nun ja, ich weiß es, Du findest gern das Zimmer hell, wenn Du Abends nach Hause kömst. Wir plauderten in der Dämmerung so traulich, wir erwarteten Dich nicht so früh zurück. Dies ist der Grund einer Nachlässigkeit, die durchaus unbedeutend bleibt, wenn Du auch davon noch so viel Aufhebens machst.“

„Verstelle Dich doch nicht,“ rief er, „thue doch nicht, als wäre Dir der wahre Grund meines Unmuths unbekannt. Als ich die Fenster dunkel sah, wußte ich wohl, daß ich Euch zu früh heimkam, und daß ich Euch im vertrauten Gespräch finden würde, im sehr vertrauten, das Euch meiner vergessen ließ. Du zweifelst doch nicht daran, daß ich den Inhalt des Gesprächs kenne? Da wurde der harte Vater gescholten, da wurde Ma-

phael geschimpft, da wurde Manasse bis in den Himmel gehoben. O, ich weiß, wovon ihr in der Dämmerungsstunde zu sprechen pfleget."

"Wenn wir auch weder Dich gescholten, noch auf Raphael geschimpft haben," versetzte sie, "so haben wir doch von Manasse gesprochen; hieran hast Du richtig vermuthet."

"Ist das nun nicht ein Unglück," fiel er ein, "wenn die Tochter von ihrer Mutter in ihrer Widersetzlichkeit bestärkt wird?"

"Ich widerseze mich ja Deinem Willen nicht, lieber Vater," sagte Lea schüchtern.

"O, schweige nur," rief Meyer, "spiele nicht das gehorsame Kind. Soll ich Dich für gehorsam halten, so erkläre mir, daß Du Dich mit Raphael verloben willst."

"Du hast mir selbst eine Bedenkzeit bewilligt," versetzte das Mädchen, "und die Frist ist noch lange nicht um."

"Das habt Ihr mir abgeschmeichelt," entgegnete Meyer, "und ich war Thor genug, Euch nachzugeben."

"Sage, gütig genug, lieber Vater," rief Lea. "O, Du warst ja immer so gut, so freundlich, nur seit wenigen Tagen hast Du Dich so verändert, und zürnst, wenn ich mir bei meiner guten Mutter Rath und Trost hole."

"Das ist es eben," sagte er heftig. "Du holst Dir Rath, wie Du Dich der Verlobung entziehen kannst. Und wozu bedarfst Du des Trostes? Ist es ein Unglück, wenn Du Dich mit Raphael verbindest, wenn Du die Frau eines jungen Mannes wirst, der ein bedeutendes Vermögen besitzt, das er durch die emsigste Thätigkeit täglich vermehrt? Aber da mußte ich Dir Zeit zu bedenken lassen, wo nichts zu bedenken ist, wo ich, Dein Vater, der nur Dein Bestes will, alles schon reiflich bedacht habe. Wahrlich, ich schäme mich vor unsern Freunden, wenn ich von ihnen gefragt werde, warum ich die Verlobung verschiebe. Kann ich ihnen wohl gestehen, daß ich erst die Entscheidung meiner Tochter abwarten muß? Würden sie mir das glauben? Hat man jemals unter den Juden gehört, daß Kinder anders als nach dem Willen der Eltern heirathen, daß sie der Bestimmung der Eltern einen Widerspruch entgegensetzen?"

"Beruhige Dich, lieber Meyer," nahm hier Esther das Wort. "Sei versichert, daß Du einen Widerspruch dieser Art von Lea nicht besorgen darfst. Daß ich sie etwa in einem so unkindlichen Benehmen gegen Dich unterstützen würde, glaubst Du wohl selbst nicht, wiewohl Du das im Unmuth behauptet hast. Doch ist es billig, daß ich Lea anhöre, wenn sie mir ihr Herz aufschließt, wenn sie sich durch Mittheilung zu erleichtern sucht. Glaube nur, daß ein solches Gespräch am besten geeignet ist, sie in unseren Wunsch ergeben zu machen, sie zur Einsicht in unser Bemühen für ihr Wohl zu bringen. Sie soll uns gehorchen und wird uns gehorchen, aber sie soll es mit Freuden thun. Nun gehe, mein Kind, laß mich mit dem Vater allein."

"Mein Freund," fuhr sie fort, nachdem sich Lea entfernt hatte, "ich wünsche nicht, daß Du Lea auf diese Weise drängst. Du hast ihr einmal eine Bedenkzeit gelassen; diese darfst Du nicht abkürzen. Benutze vielmehr diese Zeit, Deinen Plan selbst genau zu prüfen, denn es ist nichts Geringes, was Du von ihr forderst. Sie soll einem trefflichen Jüngling entsagen, der um sie wirbt, um sich einem Manne zu vermählen, der weder ihr noch mir gefällt."

"Du hattest doch sonst nichts gegen Raphael," wendete ihr Meyer ein.

"Wohl wahr," erwiderte sie, "obgleich er mir nie gefiel, und ich mich nie recht daran gewöhnen konnte, ihn als den künftigen Gatten meiner Tochter zu betrachten. Allein die Macht einer uralten Sitte ist so groß, daß sie ein Gefühl des Besseren gar nicht auskommen läßt. Von jeher dachten jüdische Eltern frühzeitig an die Versorgung ihrer Töchter. War ein Jüngling vermögend, betriebsam und strenggläubig, so wurde auf andere Eigenschaften nicht gesehen, man übergab ihm mit Vertrauen das Mädchen. Diesen gewöhnlichen Forderungen genügt Raphael, und ich wüßte weder etwas Besonderes an ihm auszusetzen, noch kenne ich hier in Chalons einen jungen Mann, der ihm vorzuziehen wäre. Er selbst macht auch weiter keine Ansprüche an ein Mädchen, als daß sie ihm ein verhältnißmäßiges Vermögen zubringe. Wird diese Bedingung erfüllt, so ist ihm die eine so lieb als die andere."



„Und mit Recht,“ rief Meyer. „Ein Jüngling soll auch seine Augen nicht auf die Mädchen werfen, sie müssen ihm alle fremd bleiben, bis ihm die zugewiesen wird, mit der er sich auf immer vereinigen soll. Das junge Paar kömmt fremd zusammen. Ist aber der Bund geknüpft, so leben sie in herzlichem Eintracht. Denn uns Juden ist die Ehe ein hohes Heiligthum, begründet im göttlichen Gesetz. Von allen Freuden der Welt sind wir ausgeschlossen, aber das höchste Glück gewährt uns Gott dennoch, Frieden im Hause. So wird denn auch Lea als Raphael's Gattin ruhig und zufrieden leben.“

„Die Gewohnheit, alle Ehen nur nach der Verfügung der Eltern geschlossen zu sehen, ließ mich sonst Deine Ansicht theilen,“ versetzte die Frau. „Ich ergab mich trotz einem innern Widerwillen in das, was ich für unvermeidlich hielt. Aber nun zeigt sich, daß es auch besser kommen kann. Der Fall mag selten sein, daß Neigung und Achtung eine Ehe stiften: soll man deshalb ein solches Glück zurückweisen, wenn es sich darbietet? Manasse ist ein Mann, dem ich freudig mein Kind anvertrauen würde.“

„Diese verwünschte Reise nach Paris!“ seufzte Meyer.

„Versündige Dich nicht!“ rief Esther. „Mir erscheint diese Reise vielmehr als eine göttliche Fügung. Ganz unerwartet veranlaßt Dich ein Geschäft, nach Paris zu gehen. Von selbst fällt es Dir ein, mich und unsere Tochter mit Dir zu nehmen. Dort lernst Du Manasse kennen, er nimmt sich Deiner an, da Deinen Angelegenheiten Hindernisse in den Weg gelegt werden. Du gewinnst ihn lieb, Du führst ihn bei uns ein, und so machen wir die Bekanntschaft des wackern jungen Mannes, der uns durch seine Vorzüge, durch seine ausgezeichneten Eigenschaften täglich mehr für sich einnimmt. Bei den jungen Leuten zeigt sich eine gegenseitige Neigung. Manasse hält bei Dir um Lea's Hand an. Sie weiß um diesen Schritt und erwartet mit der freudigsten Hoffnung Deine Entscheidung. Aber Du schweigst gegen uns über den geschenehen Antrag, Du kündigst uns plötzlich unsere Rückreise an, und wir verlassen Paris, ohne Manasse noch ein Mal gesehen zu haben. Raum sind wir hier angekommen,

so überraschest Du uns mit der Erklärung, daß Raphael Dein Schwiegersohn werden solle.“

„Das überraschte Dich?“ fragte er unmutig. „Hatten wir die Sache nicht schon besprochen, geprüft, erwogen? Warst Du nicht längst mit mir einverstanden?“

„Worin aber?“ entgegnete sie; „nur darin, daß im Vergleiche mit den andern hiesigen Jünglingen Raphael die meisten Vortheile bei einer Heirath bietet. Doch was ist er selbst, wenn man ihn mit Manasse vergleicht? Du siehst das auch recht gut ein, und, gestehe es mir nur, Dir wäre ebenfalls Manasse als Schwiegersohn lieber; sonst hättest Du nicht in einen Aufschub der Verlobung gewilligt.“

„Diese Thorheit bereue ich hinlänglich,“ erwiderte er. „Manasse ist brav und verständig, ich schätze ihn, aber Raphael ist reicher.“

„Meyer!“ rief sie erstaunt; „das ist nicht Dein Grund. Du denkst zu edel, um den Werth eines Mannes nach seinem Besitzthum zu bestimmen, Du wirst einer Neigung Deiner Tochter nicht widerstreben, weil der Mann der ihre Liebe verdient, einige Goldstücke weniger hat. Manasse kann eine Familie reichlich ernähren. Er hat eine Tuchfabrik in Paris, sein Geschäft ist ehrenvoll und blühend. Ich ziehe es dem Erwerbszweig vor, den Raphael ergriffen hat, der durch hohe Zinsen von ausgeliehenen Kapitalien und durch einen oft gefährlichen Handel mit Kleindien sein Vermögen zu vergrößern sucht.“

„Du urtheilst wie eine Frau nach Deinem Gefühle, ohne die Verhältnisse zu berücksichtigen,“ versetzte er. „Wir leben in einem unsichern Zustande, wir haben zu unserem Schutz, zu unserer Erhaltung kein anderes Mittel als Geld, und zwar baares Geld, oder solche Verschreibungen, welche leicht in Geld umgesetzt werden können, oder auch Juwelen, kostbare Geräte, die bequem fortzuschaffen sind und überall Käufer finden. Das alles hat Raphael, und wenn er heute gezwungen würde, Chalons, ja Frankreich zu verlassen, so nähme er in einem kleinen Kästchen sein bedeutendes Vermögen mit, und erschiene als ein reicher Mann im Auslande. Manasse dagegen müßte in einem ähnlichen Falle seine Fabrik-

gebäude, seine Vorräthe an Waaren und Materialien zurücklassen, und wäre verarmt.“

„Allein, wer wird denn gleich das Schlimmste voraussetzen?“ warf Esther ein.

„Ein Jude muß stets auf das Schlimmste gefaßt sein,“ entgegnete er bitter. „Wir haben keine feste Ruhestätte. Der Fluch, der unsere Voreltern traf, lastet noch auf uns. Wir sind aus dem heiligen Lande vertrieben und sollen keinen bleibenden Wohnsitz finden, bis Gott sich unseres Glendes erbarmt, seines Volkes sich wieder annimmt, und uns zu neuem Segen in das Erbtheil unserer Väter wieder einsetzt. Wir aber vergessen nur gar zu leicht, daß der Zorn des Allerhöchsten uns unstät und flüchtig umhertreibt, jeder Schein von Glück täuscht uns, und ein vergängliches Wohlergehen bringt uns zum Vergessen unserer traurigen Bestimmung, bis die Hand Gottes uns trifft und aus der Täuschung, der wir uns überließen, zum Bewußtsein unseres Glendes weckt. So haben wir auch hier, wo wir ein reichliches Auskommen fanden, eine feste Heimath zu gründen geglaubt. Wir haben Häuser gekauft und gebaut, die wir unsern Kindern zu vererben hofften. Nun, Du weißt ja, wie es plötzlich ergangen ist. Wir haben die schönen Gebäude räumen, verkaufen, verschleudern, und uns in Nebengäßchen zurückziehen müssen.“

„Was ist es nun weiter?“ sagte sie; „man kann auch im engsten Gäßchen seines Lebens froh werden. Mich hat es wenig geschmerzt, als wir unser großes Haus in der Hauptstraße verlassen mußten. Das ist wahrlich ein kleines Opfer, das wir der treuen Anhänglichkeit an unseren Glauben ohne Klage bringen können. Uebrigens hast Du dabei keinen Verlust erlitten, das Haus gehört Dir noch, wenn sich gleich Pierre den Besitzer nennt.“

„Nicht Jeder fand einen so wackeren christlichen Freund,“ erwiderte Meyer. „Die meisten haben ihre Häuser wirklich und mit beträchtlichen Verlust verkauft. Genug, Du wirst Dich überzeugen, daß Grundbesitz dem Juden keine Gewähr für sein Vermögen leistet. Wer steht Dir dafür, daß Manasse nicht genöthigt wird seine Fabrikgebäude zu veräußern? und was bleibt ihm dann? — Nichts! Darum wünsche ich jetzt mehr als je,

daß sich Lea rasch entschließen möge, Raphael ihre Hand zu geben. Wir leben in einer unheil- schwangern Zeit. Philipp August herrscht über Frankreich. Er haßt die Juden, und der Einsiedler Bernard schürt die Flamme an, die uns zuletzt noch verzehren wird. Jetzt gilt es, sich vorbereitet halten, um sich dem Streiche entziehen zu können, der etwa nach unserem Haupte geführt wird.“

„Fürchtest Du nicht zu viel?“ fragte sie.

„König Philipp schränkt unsere Geschäfte immer mehr ein, und schneidet uns einen Erwerbszweig nach dem andern ab,“ versetzte er. „Der Ankauf von goldenen und silbernen Gefäßen ist uns untersagt worden. Dann hat man uns verboten, mit Adligen, Gutsbesitzern, Bürgern, kurz mit irgend einem Christen ein Geldgeschäft anders als durch eine öffentliche gerichtliche Verhandlung abzuschließen. Und wer zweifelt, daß wir noch mehr Beschränkungen zu erwarten haben?“

„Haben wir diese Maßregeln nicht wenigstens zum Theil veranlaßt?“ sagte Esther. „Zürne nur nicht wegen meiner Bemerkung; aber ich glaube, daß wir es oft an Vorsicht fehlen ließen. Man muß doch auch bedenken, wie das, was wir thun, den Christen erscheint. Juden haben die kostbarsten Kirchengeräthe gekauft, Gefäße, Kunstwerke, die den Christen heilig sind, die theils zum Gebrauche beim Gottesdienste dienten, theils zur Ausschmückung der Kapellen, der Altäre bestimmt waren. Diese Heiligthümer wurden, wenn die Edelsteine ausgebrochen waren, geschmolzen und an Goldarbeiter verkauft oder in die Münze gebracht. Müssen die Christen das nun nicht als eine Entweihung betrachten? Ist es nicht natürlich, daß sie das nicht länger dulden wollen? Die Geldgeschäfte aber haben uns genug Haß und Verwünschung zugezogen, denn sie bestehen in Anleihen, die wir unter harten Bedingungen, gegen hohe Zinsen den verlegenen Rittern und Gutsheeren bewilligten. Wenn nun der König seine Unterthanen gegen zu arge Bedrückung schützen will, und deshalb diese Geschäfte unter gerichtliche Aufsicht gestellt hat, so können wir diese Beschränkung nicht ungerecht nennen.“

(Fortsetzung folgt.)

## F e u i l l e t o n .

**Berlin.** Es gehört gewiß zu den traurigsten Erscheinungen der neuesten Gegenwart, daß das unseligste aller Geschäfte, das Spioniren und Denunciren, wieder in vollster Blüthe steht. Was kann es in der That Schmäblicheres geben, als seinen Nächsten unter der Maske der Freundschaft, der Unbefangenheit oder der erheuchelten Gleichgesinnung zu belauschen und ihn dann in die Hände des strafenden Gerichtes zu liefern! Der offene und ehrliche Kampf, so grausam und blutig er auch sein möge, ist doch immer ein Kampf der Kraft, dem man sich widersetzen oder entziehen kann; aber diese hinterlistige Verrätherie, genährt, bezahlt in einem Staate, der sich einen Christlich-germanischen nennt, entwürdigt die menschliche Natur, streut den Saamen giftigen Unkrautes zwischen Freunde und Brüder und entfüßt ein Volk mehr, als irgend etwas Anderes. Wehe den Regierungen und Gewalthabern, die solcher Mittel zu bedürfen glauben und die solche Schlingen auswerfen lassen, um ihre Schlachtopfer heranzuziehen! Wir wünschen, daß man in Deutschland solcherlei Verräther, wenn man sie entdeckt, mit derselben tiefen Verachtung betrachten und austossen möge, wie in Frankreich, wo keine Bezeichnung tiefer Brandmarkt als die *c'est un mouchar!*

\* \* Gegenwärtig ist eine Seiltänzer-Gesellschaft hier, deren Director Herr Weizmann, ein renommirter Bassist am Theater zu Cassel war und mit Beifall den Don Juan, Czaren und Sarastro sang. Die Neigung zur Kunst der Seiltänzer war ihm angeboren, da seine Eltern schon Seiltänzer waren, und so ergriff er diese nach dem Verlust seiner Stimme. Unter den hiesigen Constablern befindet sich der einst beliebte Tenorist Irmer. — Das Opernvölkchen hat in der Regel nichts gelernt, und kann daher am Ende nichts Besseres werden.

\* \* Die Reihenfolge der preussischen Städte nach ihrer Civil-Einwohnerzahl bis zu 10,000 herab ist folgende: Berlin 398,308, Breslau 106,687, Köln 85,442, Königsberg 70,195, Danzig 60,577, Magdeburg 49,753, Aachen 47,518, Stettin 41,293, Elberfeld 38,243, Posen 38,027, Barmen 34,924, Grefeld 33,525, Halle 32,134, Potsdam 30,233, Frankfurt a. d. O. 28,481, Erfurt 26,678, Düsseldorf 23,740, Elbing 22,020, Münster 21,242, Coblenz 19,475, Halberstadt 18,462, Görlitz 17,455, Trier 16,973, Stralsund 16,912, Bonn 16,356, Brandenburg 16,259, Burg 14,401, Liegnitz 14,080, Quedlinburg 13,851, Raumburg 13,553, Mühlhausen

13,437, Nordhausen 13,391, Lilsit 12,582, Cuxpen 12,473, Remscheid 12,454, Greifswald 12,241, Stargardt 12,145, Wesel 12,092, Ologau 12,087, Meisse 11,968, Breglau 11,905, Brieg 11,887, Merscheid 11,789, Höhscheid 11,789, Landsberg 11,671, Zeitz 11,521, Iserlohn 11,295, Guben 10,985, Schweidnitz 10,905, Merseburg 10,811, Nischersleben 10,803, Grünberg 10,672, Minden 10,670, Thorn 10,473, Mühlheim a. d. Ruhr 10,162 Einwohner.

**Düsseldorf.** Es ist anders geworden, aber bis jetzt kaum besser. Der laute Lärm der Parteien ist ziemlich verstummt, aber nicht die Parteien, die alte politische Recht- und Starrgläubigkeit hadert viel mit der politischen Freigeisterei, die sich nur augenblicklich stiller verhält. Worte und Versprechungen sind an die Stelle der Thaten getreten, Jeder deutet und hält sie nach Zeit und Umständen, keiner glaubt ihnen ganz. Jeder glaubt's am besten zu verstehen und glaubt keinem Andern, selbst der warnenden Geschichte der Vergangenheit nicht. Es ist ein stiller Krieg Aller gegen Alle, ein Gähren moralischer und unmoralischer Elemente, ein Ringen zwischen Noth und Hoffnung, bei dem Einem nicht wohl werden kann. Es ist historische Entwicklung, wie die Staatsmänner sagen, aber eine Entwicklung, die sie allein in die Hand nehmen. Die Politik hat sich vom lauten Markt des öffentlichen Lebens, aus den National- und Volksversammlungen und aus den Ständekammern in die stummen Kabinette zurückgezogen und geht wieder wie früher ihren leisen stillen Gang. Kein Zweifel, daß sich gerade jetzt Großes und Wichtiges vorbereitet, möchte es auch nun Glückliches und Luchiges sein, eine Durchbildung der laut sprechenden und ausgesprochenen Wünsche und Bedürfnisse der Nation zu lebenskräftiger Gestaltung des deutschen Lebens durch ächte staatsmännische Weisheit — eine Versöhnung der Gemüther im Großen.

**Frankfurt a. M.** Der Pariser Tenorist Roger hat sein hiesiges Gastspiel geschlossen — in drei Sprachen! — Mit dem vierten Acte des Raoul (deutsch), dem ersten des Georg Brown (französisch) und dem zweiten des Edgar (italienisch).

**Halle.** Eine Travestie von Tacitus' Germania. Tacitus' Germania. Nach einem bisher nicht verglichenen Codex übersetzt von dem Herausgeber einer lateinischen Briefsammlung. Halle, bei Schwetschke und Sohn. 1849. Der Gedanke, diese Uebersetzung auf einen ganz neuen Codex zu gründen, ist feck, aber ganz kurz, und

deshalb wohl ansprechend. Die gewissenhafteste Gelehrsamkeit ist nicht im Stande gewesen, unserer deutschen Staatsweisheit aufzuhelfen, und der Herausgeber obigen Werkes scheint deshalb die Ansicht zu hegen, daß etwas Humor auch jener Gelehrsamkeit nicht schaden könne. Er widmet seine Schrift den H. H. Verh, J. Grimm, Lachmann, Ranke und Ritter, den Herausgebern der Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, und diese werden große Augen machen, wenn sie lesen, daß die Ausdehnung Germaniens nach dem neuen Codex eben so schwierig anzugeben ist, wie nach dem alten, da man in Frankfurt a. M. anderer Ansicht darüber ist, als in Wien, und Graf Arnim wieder vom alten Arndt beträchtlich abweicht, dessen Lied doch schließlich Recht behält. Die Germanen, heißt es in dem Kapitel über ihre Herkunft, betrachten den Michel und die Philosophie als die Stamm-Eltern ihres Volks. Bis in die neueste Zeit wird von den Regenten der Germanen berichtet, gehörten dieselben nur alten edeln Geschlechtern an. Seitdem sie aber — und dies ist schon lange her — festhaltend an alten liebgewordenen Vorstellungen, die Wünsche der germanischen Völkerschaften nach vernünftiger Freiheit und erspriesslicher Staatseinheit fortwährend gering achteten und selbst zu bestrafen unternahmen, haben sie das Bittere erfahren müssen, daß kürzlich an einem Orte des Suevoenlandes, Namens Stuttgart, fünf Germanen aus schlichtem bürgerlichen Stamm, wenn auch nur auf kurze Zeit und ohne Erfolg, zu Regenten über ganz Germanien ausgerufen worden sind. Bei Gelegenheit des Hofgesindes der Fürsten wird als nachahmungswürdiges Muster im Gefolge des alten Cheruskerfürsten ein hervorragender Mann mit Namen Malortie gerühmt, der in einer von ihm selbst verfaßten Schrift unter dem Titel: „Der Hofmarschall wie er sein soll“, eine Fülle der großartigsten Anschauungen niederlegte. Daß der Associationstrieb bei dem germanischen Volke sehr stark sei, geht daraus hervor, daß sogar ein Verein zur Bildung von Vereinen zusammentrat. Mit Recht sagte deshalb ein Alemanne Solron: wenn die Germanen so viel Verstand hätten, als sie Prinzipien besitzen, dann wäre dem Vaterlande längst für alle Zeiten geholfen. Die Sichelkost sagt, nach Kapitel 13, nicht mehr sonderlich zu, vielmehr hat ein edler Cimber Friethrich Numohr mit feinem Geist eine Schrift verfaßt, Geist der Kochkunst benannt. Ernsthafter wird der Uebersetzer, indem er die Volksstämme durchmustert und behauptet: alle, alle seien ehrenwerth; aber keinem sei es leichter gemacht, groß

zu sein, als dem brennischen Stamm, der seinen Beruf erfülle, wenn er seine Stellung in Germanien einnehme und jene Politik befolge, welche, wie ein Vincke im Frühling mit scharfem Tone an der Spree gesungen, für die Brennen die beste sei, nemlich die kühnste.

### Magdeburg. Die deutschen Farben.

Liebes schwarzroth goldnes Band —

Armes deutsches Vaterland!

Wenn ich deine Farben seh,

Faßt mich an ein tiefes Weh.

Ach, in dieser Farben Bund

Wird mir Deutschlands Schicksal kund.

Golden strahlt des Bandes Saum —

Golden war Dein Jugendtraum!

Gleich wie goldnes Morgenlicht

Durch den trüben Nebel bricht:

Ziel in Deutschlands lange Nacht

Hoffnungslicht in goldner Pracht!

Aber auf das Gold folgt Roth. —

Blut'ge Zwietracht, Krieg und Tod

Haben Dich vom Schlaf erweckt,

Jäh' den Träumer aufgeschreckt.

Roth und grell ist nun das Licht,

Das durch trübe Wolken bricht.

Schwarz nimmt ein den andern Rand,

Trauert um das Vaterland,

Daß der Auferstehungstag

Nimmermehr erscheinen mag,

Daß in schwarze Winternacht

Deutschland ist zurückgebracht.

**Mailand.** Madegky hat nebst einer großen Anzahl von Männern auch zwei junge Sängernnen mit Ruthenstreichen züchtigen lassen. Die Geißelhiebe weltgeschichtlicher Schwach, die ihn dafür treffen, fühlt ein Madegky nicht. Zwei Männer aus altberühmten italienischen Geschlechtern haben bei den jungen Mädchen darauf sofort Heirathsanträge gemacht.

**Nürnberg.** Sonntag, 26. August (Gastdarstellung des Hrn. Merlin, vom Theater zu Hamburg): „Deutschland ein Stiefel!“ Humoreske von Merlin. Hr. Merlin den Stiefelpußer Stillet als Gast. Zum Beschluß: „Das Ministerium im Olymp.“ oder: „die Potentaten vor dem Weltgericht.“ Posse in einem Akt von Merlin, Musik von Geißelbrecht. Hr. Merlin: Nessel, als Gast.

**Turin.** In einem unserer Theater wurde zur Götterfeier: „Il Fausto di Goethe“ mit der dazu vom Fürsten Radziwil componirten Musik gegeben und der Ertrag für die italienischen Auswanderer bestimmt.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming  
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung  
in Dresden und Leipzig.